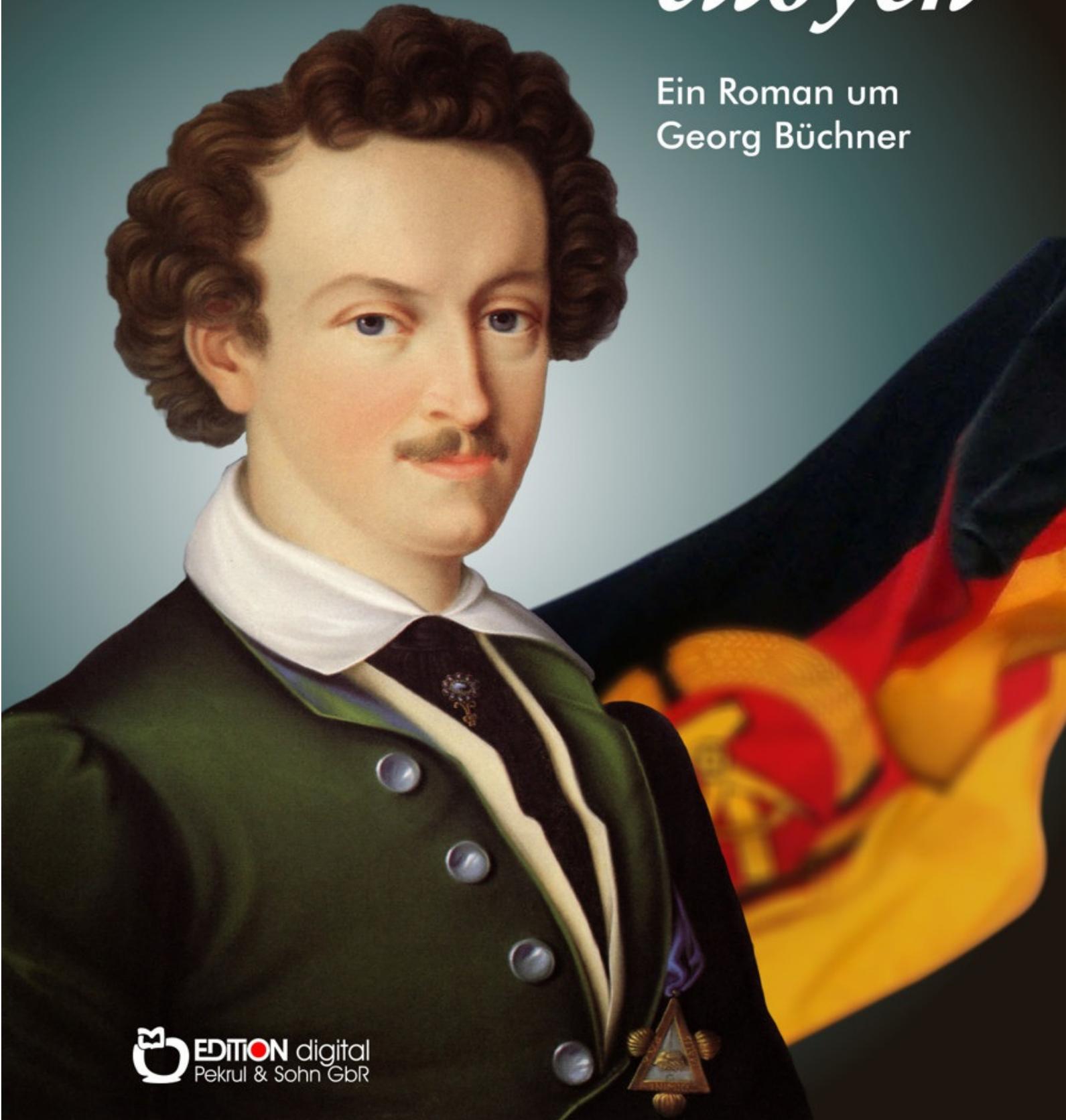


Ulrich Völkel

Bonjour citoyen

Ein Roman um
Georg Büchner



9. Kapitel

Er hatte die Krankheit unterschätzt. Ein Schnupfen, was ist das schon. Minnas Bitte, er möge das Bett hüten, war ihm übertrieben vorgekommen, wenn ihn ihre Anteilnahme auch sehr freute. Er hatte ihren Fliedertee getrunken und sich dann auf den Weg in die Akademie gemacht wie alle Tage. Und plötzlich dieser Schwindelanfall. Die Freunde mussten ihn nach Hause bringen.

Minna machte nicht viel Federlesens. Sie steckte ihn ins Bett und ließ einen Arzt kommen. Der seinerseits hielt ihr vor, ihn nicht schon früher konsultiert zu haben. Der Patient fieberte heftig und redete wirr. Minna wich in den folgenden Tagen kaum von seiner Seite. Büchner begriff erst, dass er ernstlich krank war, als er heimlich aufstehen wollte. Er fiel zurück in die Kissen und musste sich Minnas Schelte anhören. Sie machte sich Sorgen um ihn.

„Es ist Besuch für Sie da, Monsieur Georges. Ich werde ihn hereinlassen. Aber in höchstens einer halben Stunde bekommen Sie ihre Medizin, und dann schicke ich ihn wieder fort.“ Sie trocknete ihm vorsichtig die Stirn. Er nickte mit geschlossenen Augen. Minnas sanfte Berührung tat ihm gut.

„Wer ist es?“

„Ein Freund, hat er gesagt. Wenn Sie mich brauchen, klopfen Sie einfach auf den Fußboden. Ich bin unten in der Küche und höre Sie.“

Da musste er lächeln. Er nahm den Schuh und schlug dreimal auf die Dielen.

„So?“

„So.“

„Gilt das auch, wenn ich wieder gesund bin, Minna?“ Sie legte den Zeigefinger auf seinen Mund. „Noch sind Sie krank. Und jetzt lasse ich Ihren Besuch herein.“ Sie erhob sich von seinem Bettrand. „Werde schnell gesund“, flüsterte sie. War das ein Versprechen?

Für einen Moment musste er wieder die Augen schließen. Den betont munteren Gruß des Gastes, *bonjour eitoyen*, hörte er wie von weit her. Er hatte Mühe herauszufinden, wer zu ihm gekommen war, und er begriff auch dessen Anliegen nicht sogleich. „Wieso wollen Sie ein Theaterstück über mich schreiben?“

„Ich habe einen entsprechenden Auftrag bekommen“, sagte der Besucher.

„Einen Auftrag für Kunst? Das ist nicht gut. Es wird immer eine Illustration der Absicht dessen sein, der diesen Auftrag vergeben hat. Was dürfte ich da erwarten?“, fragte Büchner.

„Es ist so, dass ich die Sache nur annehme, wenn Übereinstimmung zwischen mir und dem Staatstheater besteht“, erläuterte Stadl. „Ich bin kein Lieferant.“

„Schnickschnack!“, widersprach Büchner heftig. „Ein Dichter muss frei sein. Staatstheater! Wenn die mit mir Staat machen wollen, kann es doch nur Theater sein. Ich bin nicht zu irgendwessen Erbauung in die Welt gekommen, mein Herr.“

„Es liegt auch nicht in meiner Absicht, Erbauliches zu verfassen. Falls die gedacht haben, mich benutzen zu können, werden sie sich wundern, wenn das Stück fertig ist.“

„Sie benutzen Sie bereits, indem sie Sie beauftragen.“ Stadl holte tief Luft und tat, als sei da noch viel zu überlegen. „Ich muss hören, was sie tatsächlich wollen von mir und welche Prämissen sie aufstellen. Dann kann ich entscheiden.“

Büchner winkte müde ab. „Lassen Sie die Finger davon. In jedem Falle wird es eine Fälschung. Oder haben Sie den Mut, mich aussprechen zu lassen, was ich gesagt habe, ohne Ihre dialektischen Finessen? *Wen die Nachwelt feiert, der hat Grund zu zittern im Grabe.*“

„Volker Braun“, sagte Stadl. „Ich kenne die Stelle. Da steht auch: *Büchners Briefe lesend, muss man sich mit Gewalt erinnern, dass es nicht die eines Zeitgenossen sind. Er griff nicht nur über den Horizont der bürgerlichen Revolution hinaus: Auch an schönen Punkten über den Horizont der sozialistischen.*“

Büchner lachte schallend. „Frecher Hund der. Stellen Sie sich die Frage ehrlich: Hätten Sie das Stück über mich auch aus eigenem Antrieb schreiben wollen?“

Lukas Stadl umging die Antwort. „*Die Umstände Ihres Denkens, Herr Büchner, sind aus einem anderen Baukasten genommen, aber die Regeln, wonach sie sich zwangsläufig ordnen, sind noch ganze Strecken in Kraft.*“

Auch dieser Satz war ihm von Braun vorgedacht worden, aber er hatte ihn sich zu eigen gemacht; denn wenn ein solches Theaterstück aus seiner Feder fließen sollte, dann musste es aus seinem eigenen angestregten Kopf kommen. Hier, bereits im Ansatz, lag das Problem. So viel war ihm schon klar. Nahm man Büchner beim Wort, das heißt, wollte man, was er gewollt hatte, gehörte er dann nicht in die Liste der meistgesuchten Terroristen? *Ich bete jeden Abend zu Hanf und zu d. Laternen. Meine Meinung ist die: wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt.*

„Warum sind Sie über die Elbe gekommen, um Ihr Spektakel für ein hessisches Theater zu machen? Warum schreiben Sie nicht dort, wo Sie hingehören? Ich sag’s ohne Vorwurf. Es ist eine ganz einfache Frage.“

„Weil ich“, setzte Stadl vorsichtig an, „weil ich nicht Gefahr laufen wollte, ein Stück zu schreiben, in dem Sie als einer unserer Ahnen gefeiert werden, dessen Vermächtnis als erfüllt gilt. Was Ihre Frage betrifft, Herr Büchner, so habe ich bereits erwähnt, dass der Auftrag von einem hiesigen Theater vergeben wurde. Und im Übrigen fürchte ich, dass mein Stück, schreibe ich es, wie ich es ehrlicherweise schreiben muss, wenig Aussicht hätte, unter den gegenwärtigen

Bedingungen eine heimische Bühne zu finden.“

„Hätte Shakespeare ähnlich gedacht, wäre HAMLET ein Rührstück geworden. Und mein DANTON? Denunzieren Sie nicht selbst Ihre, ich unterstelle das jedenfalls, ehrlichen Absichten? Ändern Sie doch Ihre gegenwärtigen Bedingungen.“

Das Gespräch nahm einen peinlich anderen Verlauf, als Lukas Stadl es sich gedacht hatte. War er nicht auch dem Mechanismus verfallen, wonach Büchner als ein Mann angesehen werden musste, der gegen frühere klassenbedingte soziale Ungerechtigkeiten kämpfte und dessen Forderung nach Gerechtigkeit mit der Expropriation der Expropriateurs erfüllt war? Einer, den man in den Bücherschrank stellen konnte, den man zitieren durfte, wenn es um das Gestern ging? Den man abhakte. Und dassollesgewesensein. Ein Schmuckstück an der deutschen demokratischen Heldenbrust wie Verdienstorden. Ein Ahne ja, aber von Ahnung keine Spur, wie verblüffend gegenwärtig er ist? Oder gerade das wissend, ihn auf einen Vorläufer, meinetwegen auf einen Vordenker reduzieren? Diese Leute, Braun hatte ihn in eine Reihe mit Müntzer, Heine und Lenin gestellt, sind noch immer kaum zitierbar.

Wollte er, Lukas Stadl, ein Stück für das HESSISCHE THEATER schreiben, weil er zu feige war, es einem in der DDR anzubieten? Oder schlimmer noch: Nicht zu feige, es einem heimischen Theater vorzuschlagen, sondern den Mut nicht aufbrachte, es so zu schreiben, dass es vor allem ein heimisches Theater hätte aufführen müssen, wenn es durfte? *Man kann über alles schreiben, wenn man über alles schreiben kann*, hatte die kluge Anna Seghers gesagt. Die wusste, wovon sie redete. Wusste er, was er tat? Steckte nicht nur Eitelkeit und die erkleckliche Summe in einer konvertiblen Währung dahinter, sondern auch - nein, das Wort Verrat dachte er nicht - Arglist, es DENEN mal zu zeigen? Wer waren DIE? Lukas Stadl, wohin gerätst du. *Denn die Regierungen müssen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweisen lassen, dass ihre Gegner Dummköpfe oder unsittliche Menschen sind*. Wer bezahlt dich, Lukas Stadl? Deine fünfhundert Silberlinge hast du bereits angebrochen.

Als Minna nach zwanzig Minuten die Treppe wieder heraufkam und ins Zimmer trat, blickte Minnigerode sie hilflos an. „Er redet wirr, Mademoiselle Jaeglé. Ich fürchte, er hat mich gar nicht erkannt.“

Minna tauchte schnell eine Kompresse ins Wasser und legte sie dem Kranken auf die Stirn. „Er fiebert“, sagte sie, ohne sich nach dem Gast umzudrehen. „Ich werde den Arzt wieder rufen müssen. Oder würden Sie das für mich erledigen, Monsieur Minnigerode? Ich habe Angst, jetzt aus dem Haus zu gehen.“

Und er fürchtete sich, am Bett Büchners zu sitzen, der mit glasigen Augen durch ihn hindurchsah. Er beeilte sich, der Bitte Minnas zu entsprechen.

Lukas Stadl folgte ihm nicht. Er hatte jetzt an andere Dinge zu denken.

10. Kapitel

Die verglaste Tür zum Vorzimmer des Intendanten wurde von Schubak mit einer angedeuteten, halb ironisch, halb fröhlich gemeinten Verbeugung vor dem Autor geöffnet. „Herr Stadl, Ihr Auftritt.“

Professor Beuel war ein schneller, sicher zupackender, ohne Umschweife handelnder Mann. Diesen ersten Eindruck gewann Lukas Stadl bereits aus der Art, wie ihn der Intendant begrüßte. Und er schloss es aus dem spartanisch eingerichteten Zimmer, von dem er erst nach längerem Hinsehen begriff, dass hier vermutlich ein sehr teurer, raffinierter Innenarchitekt zu Werke gegangen sein musste, denn was betont zurückhaltend und schlicht erschien, war aus exquisitem Material gefertigt. Der Raum war bewusst kühl gehalten, sodass der in ihm residierende Mann bereits menschliche Wärme ausstrahlte, weil er keiner der Gegenstände war. Den Trick ahnte Lukas Stadl zunächst nicht einmal.

Mit weit ausgestreckter Hand und einem reduzierten Lächeln kam der Intendant auf ihn zu. Es war kein, wie Lukas Stadl das mitunter zu Hause erlebte, schnell vertrautes Gleichmachen. Der Professor ließ keinen Zweifel daran, dass er der Herr dieses Hauses war und der Besucher nur ein gehobener Lieferant, aber es war nichts Verächtliches in seinem Umgangston. Der Mensch, den er zu sich bestellt hatte, konnte etwas, was er nicht konnte. Dies zu akzeptieren und zu nutzen gebot ihm sein kaufmännischer Verstand. Er machte sich den anderen zeitweilig zum Partner, zum Geschäftspartner, dessen Beteiligung eine gute Dividende versprach. Schubak dagegen schien er kaum wahrzunehmen.

Es saß sich trefflich in dem weißen Ledersessel. Auf ein Zeichen Beuels war eine junge Frau eingetreten, die Lukas Stadl im Vorzimmer nicht gesehen hatte.

„Was darf ich anbieten?“ Die Frage des Professors ließ erkennen, dass sein Gast nach jedem beliebigen Getränk hätte fragen können, es wäre ihm serviert worden.

Er überlegte kurz und bat um Kaffee, schwarz, dazu ein Glas stilles Wasser, fiel ihm schnell noch ein, weil er dachte, solche Kombination aus einem Wiener Kaffeehaus à la Schilpe könne einen möglichen Anflug von Provinz beseitigen. Die Angerebtheit ärgerte ihn prompt. Wieso machte er sich vor diesem Mann zum Affen?

Professor Beuel bestellte einen Tee. Die junge Frau wusste mit Sicherheit, welchen der liebe Gott zu trinken pflegt. „Na, Schubak, einen Chivas Regal?“

Der Dramaturg, hintergründig, schlug vor, zu Ehren des Gastes einen Wodka Gorbatschow trinken zu dürfen, worauf der Intendant leutselig parierte: „Ich glaube, Schubak, heimlich wählen Sie DKP.“

Allmählich spürte Stadl die Kälte des Raumes, als sei es wirkliche Kühle. Da er nicht wusste, was sich hinter dem Spott, wenn es nicht einfach eine Gemeinheit war, verbarg, nahm er es für das, was er kannte. Der Chef duzt seinen Krafftfahrer,

weil der Kraftfahrer sich auf Distanz gesetzt fühlen würde, wäre er mit Sie angesprochen worden. Rangordnung schafft Untergebenen das Empfinden von Ordnung.

Stadl bat um einen Cognac zu seinem Kaffee, und zwar, sich schnell in seine Rolle findend, einen armenischen Cognac. Den hatten sie nicht. Er bekam, so dünn das war, die erforderliche Sicherheit, weil es hier einmal etwas nicht gab, und nahm mit einem Courvoisier vorlieb.

„Herr Stadl, Sie werden sich gefragt haben, wieso wir ein Stück von Ihnen über Georg Büchner haben wollen. Schubak kann Ihnen das am besten erklären, es war sein Vorschlag.“

Der Professor machte eine Handbewegung in Richtung Schubak, die harmlos schien und herrisch war.

Lukas Stadl blickte nun doch etwas erstaunt auf. Ihn freute die Direktheit, mit welcher der Intendant zur Sache ging, aber ihn wunderte der Umweg über Schubak. Und wieso musste die Selbstverständlichkeit, dass ein Theater bei einem Dramatiker ein Stück in Auftrag gab, erklärt werden? Weil er aus Deutschland Ost kam und in Deutschland West war? Das ist seine Frage gewesen. War es nur auf andere Art auch ihre?

Er argwöhnte, dass mehr hinter der Sache stecken musste, als ihm offenbart würde. Warum brachte Beuel Schubak ins Spiel? Falls es schief ging, war er, der Intendant, draußen. Lukas Stadl wusste jetzt, dass er aufpassen musste. Die Formel von der revolutionären Wachsamkeit, daheim mitunter bis zur Floskel heruntergeschnurrt, bekam wieder Sinn. Sie hatten ihn, als er die Unterlagen für die Reise bei seinem Verband einreichte, gewarnt, und er war überheblich genug gewesen, herausfordernd zu antworten, auf wen sie im HESSISCHEN STAATSTHEATER hätten sonst kommen sollen. Sie hätten auf ein gutes Dutzend anderer vor ihm kommen können, müssen, wenn er ehrlich war. Vorsicht, Lukas Stadl. Er hörte genau hin, als Schubak sprach.

„Unser Haus hat seine Verpflichtungen in Sachen Büchner. Wir spielen ihn regelmäßig. Im nächsten Jahr begehen wir seinen einhundertfünfzigsten Todestag. Der Dichter Büchner darf nicht, und an diesem Hause schon gar nicht, angesichts dieses Datums umgangen werden. Aber er wird hierzulande gern auf den Stückeschreiber reduziert. Dass er der Hauptverfasser der entschiedensten Kampfschrift im Vormärz war, ein Mann, der Marx Ideen gab, wird nicht nur nicht gesagt, das wird gleichsam untersagt.“

Schubak hatte die Stimme kaum gehoben. Widerspruch kam vonseiten des Intendanten nicht. Also herrschte Einverständnis? Diese Übereinstimmung, wenn es denn stimmte, war mehr als das Gesagte selbst, was Lukas Stadl erstaunte, denn immerhin wurden hier Dinge ausgesprochen, die, hätte sie ein Dramaturg daheim in Gegenwart seines Chefs zu Vergleichbarem geäußert, wenigstens den